

HISTORICAL SAISON

DIANE GASTON

**Sündige Nacht
mit der Kurtisane**

SOPHIA JAMES

**Der unvergessliche
Viscount Bromley**

2 in 1

Diane Gaston, Sophia James
Historical Saison BAND 72

IMPRESSUM

HISTORICAL SAISON erscheint in der HarperCollins Germany GmbH

CORA
Verlag
Redaktion und Verlag:
Postfach 301161, 20304 Hamburg
Telefon: +49(0) 40/6 36 64 20-0
Fax: +49(0) 711/72 52-399
E-Mail: kundenservice@cora.de

Geschäftsführung: Katja Berger, Jürgen Welte
Leitung: Miran Bilic (v. i. S. d. P.)
Produktion: Jennifer Galka
Grafik: Deborah Kuschel (Art Director), Birgit Tonn,
Marina Grothues (Foto)

© Deutsche Erstausgabe in der Reihe HISTORICAL SAISON
Band 72 - 2020 by HarperCollins Germany GmbH, Hamburg

© 2017 by Harlequin Books S. A.
Originaltitel: „A Pregnant Courtesan for the Rake“
erschienen bei: Mills & Boon, London
Published by arrangement with HARLEQUIN ENTERPRISES II B.V./S.àr.l.
Übersetzung: Mira Bongard

© 2017 by Harlequin Books S. A.
Originaltitel: „A Secret Consequence for the Viscount“
erschienen bei: Mills & Boon, London
Published by arrangement with HARLEQUIN ENTERPRISES II B.V./S.àr.l.
Übersetzung: Mira Bongard

Abbildungen: Harlequin Books S. A., alle Rechte vorbehalten

Veröffentlicht im ePub Format in 04/2020 – die elektronische Ausgabe stimmt mit der Printversion überein.

E-Book-Produktion: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 9783733749644

Alle Rechte, einschließlich das des vollständigen oder auszugsweisen Nachdrucks in jeglicher Form, sind vorbehalten.

CORA-Romane dürfen nicht verliehen oder zum gewerbsmäßigen Umtausch verwendet werden. Sämtliche Personen dieser Ausgabe sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig.

Weitere Roman-Reihen im CORA Verlag:
BACCARA, BIANCA, JULIA, ROMANA, TIFFANY

Alles über Roman-Neuheiten, Spar-Aktionen, Lesetipps und Gutscheine erhalten Sie in unserem CORA-Shop www.cora.de

Werden Sie Fan vom CORA Verlag auf [Facebook](https://www.facebook.com/cora.verlag).

DIANE GASTON

Sündige Nacht mit
der Kurtisane

Prolog

Paris, 1816

Er ist tot?“ Cecilia Lockhart stand in der geöffneten Tür des schäbigen Pariser Zimmers, für das sie aus Sicht ihres Gatten hätte dankbar sein müssen. Durch die geschlossenen Korridortüren hörte sie lautes Babygeschrei, eine Frau und ein Mann stritten, und eine alte Frau jammerte kläglich. Der Geruch von gekochtem Fleisch, von Urin und Schweiß drang ihr in die Nase.

Ein Offizier des 52. Infanterieregiments stand steif auf dem Gang, unfähig oder nicht willens, ihr in die Augen zu sehen.

„Er wurde von einem Franzosen getötet“, sagte er. „Bei einem Duell.“ Sein Tonfall war missbilligend. Das Duellieren war den Männern des Regiments verboten. „Offenbar hatte er viel getrunken.“

Natürlich war er betrunken gewesen. Wann kam es schon vor, dass Duncan einmal nicht zu viel trank?

„Was war passiert?“, fragte sie. „Hat er beim Kartenspiel betrogen oder die französische Armee verunglimpft?“ Weshalb machte sie sich überhaupt die Mühe, danach zu fragen? Cecilia war der Grund egal.

Der Offizier starrte an ihr vorbei. „Der Franzose hat seine Ehefrau mit Hauptmann Lockhart im Bett erwischt.“

Oh.

Warum sie das nicht schmerzlich traf, hätte sie nur schwer in Worte fassen können. Es war eben nur eine weitere Demütigung von so vielen.

Beinahe hätte sie gelacht, doch das hätte der strenge Offizier gewiss nicht verstanden.

„Was geschieht als Nächstes?“, fragte sie.

„Wir werden ihn begraben“, antwortete der Offizier. „Sie können nach Hause zurückkehren. Haben Sie genug Geld, um die Heimreise zu bezahlen?“ Seiner Frage war keinerlei Mitgefühl zu entnehmen. Wahrscheinlich befürchtete er, ihretwegen unter den Offizieren Geld sammeln zu müssen.

„Ich brauche nichts.“ *Von diesen Männern ohnehin nicht.* „Tun Sie, was Sie für nötig halten, und danke, dass Sie mir Bescheid gegeben haben.“

Er nickte und wandte sich ab. Sie schloss die Tür und lehnte die Stirn von innen dagegen. Das Baby von nebenan schrie, und die alte Frau jammerte. Das streitende Paar verfluchte sich gegenseitig. Die Schritte des Offiziers verhallten auf den Holzstufen.

Für Cecilia war es, als ob die Sonne durch eine finstere Wolkendecke bräche.

Sie war frei. Ihr Ehemann war weg und würde niemals zurückkehren.

Nie wieder würde er sie schlagen oder sie gegen die Wand schleudern. *Keine blauen Flecken mehr, die ich verbergen muss. Keine Schmerzen mehr.*

Sie hatte nur wenig Geld und keine Freunde – dafür hatte Duncan gesorgt. Es gab niemanden in England, der sie willkommen heißen würde. Vielleicht würde sie ein wenig später große Angst bekommen, wenn sie sich vor Augen führte, dass sie allein in diesem fremden Land war unter Menschen, die sie noch vor wenigen Monaten als Feindin betrachtet hatten. Aber im Moment fühlte sie sich leicht wie die Luft.

Frei.

1. KAPITEL

Paris, August 1818

Oliver Gregory schlenderte an der Seine entlang, während die beginnende Morgendämmerung violette Strudel auf das Wasser malte. Die Gebäude von Paris, zu dieser Stunde in ein weiches rosa Licht getaucht, wirkten noch bezaubernder als in der strahlenden Mittagssonne. London im Morgengrauen glich dagegen einem düsteren Labyrinth.

Und Kalkutta ... Kalkutta, die Stadt, in der Oliver geboren war, entzog sich jeder Beschreibung, bis auf die Worte, die er in seiner Erinnerung bewahrte – Worte auf Hindi.

Oliver bemühte sich darum, diese dampfenden, duftenden, exotischen Tage seiner Kindheit nicht zu vergessen und sich an die lächelnde Frau zu erinnern, die in bunte Seide gehüllt war, ihn in den Armen hielt und ihn ihren süßen Jungen nannte.

In der Stille der Morgendämmerung konnte er sich all das wieder vor Augen führen. Er hatte Angst, sich irgendwann nicht mehr daran erinnern zu können, sondern nur noch an die tiefe Traurigkeit, die diesem Glück gefolgt war. In letzter Zeit half ihm auch sein dekadenter Lebensstil nicht mehr dabei, die Schwermut zu vertreiben.

Er hatte sein ganzes Leben darauf ausgerichtet, sich von dem schweren Verlust abzulenken. Was für eine Umgebung eignete sich besser, als ein Club für Gentlemen, der dem Vergnügen gewidmet war? Oliver war einer der Besitzer des *Vitium et Virtus* – Laster und Tugend – eines exklusiven Clubs für Aristokraten, den seine drei Freunde und er schon

gegründet hatten, als sie noch Studenten in Oxford gewesen waren. Das *Vitium et Virtus* war auf lasterhafte Freuden spezialisiert, ganz gleich, ob es um verführerische Frauen, den besten Brandy oder die höchsten Einsätze beim Kartenspiel ging.

Wenn er daran dachte, dass er gerade aus einem Pariser Club kam, der das *Vitium et Virtus* harmlos erscheinen ließ! Der französische Club bot sexuelle Befriedigung durch Schmerz, ob nun selbst zugefügt oder durch andere. Im *Vitium et Virtus* gab es ein paar fantasievolle Darbietungen, in denen eine hübsche dunkelhaarige Tänzerin die Domina spielte. Aber dieser Pariser Club ging weit darüber hinaus – so weit, dass Oliver beinahe eingegriffen hätte, um dem Treiben Einhalt zu gebieten. Er wusste, dass einige Menschen aus Schmerz Lustgewinn zogen, aber diese Pariser flirteten geradezu mit dem Tod. Solche Ideen wollte er wahrlich nicht mit nach London nehmen.

Das Bild eines fast nackten Mannes, der eine Schlange schluckte, kam ihm in den Sinn, und dann eines anderen Mannes, der über glühende Kohlen lief.

Das waren wieder Erinnerungen aus Indien.

Ein Schrei riss ihn aus seinen Gedanken und zurück in die Gegenwart des heraufdämmernden Morgens. Eine Schar von Straßenkindern belästigte eine Frau. Sie zogen an deren Kleidung, und ihre lauten Forderungen schrillten durch die frühe Morgenluft. In Kalkutta hatte er gesehen, wie sich Straßenkinder auf einen Mann gestürzt, ihn ausgeraubt und ihm sogar die Kleider vom Leib gefetzt hatten. Auch in den finsternen Gegenden von London war man ähnlichen Gefahren ausgesetzt.

Oliver eilte der Frau zu Hilfe. „Arrêtez! Arrêtez! Hört sofort auf!“

Die Frau hob die Arme! „Nein! Nein!“

Die Kinder flohen in alle Himmelsrichtungen.

Als Oliver die Frau erreicht hatte, stemmte sie die Hände in die Hüften. „Warum haben Sie die armen Kinder verscheucht?“

„Sie sind Engländerin?“ Er war überrascht.

Sie wies mit einer Hand in die Richtung, in der die meisten Kinder verschwunden waren. „Jetzt sind sie alle fortgelaufen.“

„Diese Straßenkinder haben Sie angegriffen.“ Zumindest war er davon ausgegangen.

Sie sah ihn verärgert an. „Sie haben mich nicht angegriffen. Ich gab ihnen Geld, damit sie sich etwas zu essen kaufen können!“

„Sie haben Geld an sie verteilt?“ Er drehte sich kurz um und blickte sie dann wieder an. „Ist das klug?“

Ihre Augen blitzten angriffslustig. „Klüger als einfach zuzusehen, wie sie verhungern oder gezwungen sind zu stehlen.“

Dem ließ sich nicht widersprechen. „Entschuldigen Sie. Ich dachte ... Können Sie die Kinder nicht wieder zurückrufen?“

„Nein, jetzt sind sie viel zu verängstigt. Sie werden sich heute nicht mehr hier blicken lassen.“

Er schüttelte den Kopf. „Es tut mir leid.“

Sie runzelte die Stirn. „Aber wahrscheinlich schon bald. Morgen bin ich wieder hier.“

Sie wandte sich zum Gehen.

„Warten Sie.“ Er holte sie ein. „Was macht eine junge Engländerin im Morgengrauen am Ufer der Seine?“

Jetzt funkelten ihre dunklen Augen spöttisch. „Wieso? Ich habe Münzen an die Straßenkinder verteilt, bevor Sie kamen und sie fortgejagt haben.“

Die Frau war bezaubernd. Dunkle Wimpern umrahmten ihre wundervollen Augen, und ihre feinen Brauen waren elegant gebogen. Eine hübsche Nase und sinnliche Lippen zierten ihr ovales Gesicht. Der Hut bedeckte ihr

hochgestecktes Haar, aber mit zunehmender Helligkeit sah Oliver, dass es kräftig und braun war.

„Was macht denn ein Engländer im Morgengrauen am Ufer der Seine?“, fragte sie in neckendem Tonfall.

Oliver lächelte. „Ich versuche, junge Damen zu retten, die in Bedrängnis sind.“

Sie lachte. „Dann sollten Sie weiter danach Ausschau halten.“

„Ich wäre Ihnen aber gern zu Diensten.“ Oliver verbeugte sich.

Sie ging weiter, und er wich nicht von ihrer Seite.

Schließlich ergriff sie erneut das Wort. „Genießen Sie die Freuden des Pariser Lebens, jetzt, da der Krieg beendet ist?“

„Eigentlich bin ich geschäftlich hier.“ Das entsprach der Wahrheit, auch wenn es bei seinem Geschäft um Vergnügen ging. „Und Sie?“

„*Moi?*“ Sie klimperte mit den Wimpern. „Ich lebe hier.“

Normalerweise war er ziemlich scharfsinnig, wenn es darum ging, den Charakter einer Person einzuschätzen. Das war eine Fähigkeit, in der er es zu einer gewissen Meisterschaft gebracht hatte, damit er sofort wusste, ob das Gegenüber ihn als gleichwertig betrachtete oder ihm mit Geringschätzung begegnete. Sie schien ihm sehr darauf bedacht zu sein, nichts von sich preiszugeben.

Er musterte sie prüfend. „Ich vermute, dass eine interessante Geschichte dahintersteckt, wenn eine englische Lady in Paris lebt.“

Sie blickte ihn argwöhnisch an. „Warum gehen Sie davon aus, dass ich eine Lady bin?“

Er lächelte freundlich. „Das ist nicht schwer zu erraten. Ihre Körperhaltung und Ihre Sprechweise verraten es.“

Sie zuckte mit den Schultern. „Nun, ich werde Ihnen jedenfalls gar nichts erzählen.“

Und er würde sie nicht dazu drängen. Er verstand, dass sie nicht mit einem Fremden über ihr Privatleben reden wollte, aber er mochte sich auch nicht von ihr verabschieden. Das Wasser sah jetzt blau aus. Er nahm an, dass sie die Uferpromenade bald verlassen würde, um in einer der Seitenstraßen zu verschwinden.

„Ich habe einen Vorschlag“, sagte er kurz entschlossen. „Möchten Sie vielleicht mit mir frühstücken?“

Sie lachte ungläubig. „Weshalb sollte ich mit Ihnen frühstücken? Ich kenne Sie doch gar nicht.“

„Dann erlauben Sie mir, mich vorzustellen. Ich bin Oliver Gregory, mein Vater ist der Marquess of Amberford.“ Weitere Erklärungen gab er nie ab. Menschen, die seinen Vater nicht kannten, nahmen gewöhnlich an, dass er ein jüngerer Sohn war. „Jetzt wissen Sie, wer ich bin.“

Erneut lachte sie, aber diesmal klang das Lachen herzlicher. „Ich kenne jetzt Ihren Namen, oder zumindest den, den Sie mir genannt haben.“

„Ich versichere Ihnen, dass es sich um meinen richtigen Namen handelt.“

Sie hob die Brauen und nickte übertrieben skeptisch.

Er hielt die Handflächen nach oben. „Ich sage Ihnen die Wahrheit.“

Sie legte den Kopf zur Seite. „Es spielt keine Rolle.“

„Dann frühstücken Sie also mit mir?“, fragte er erneut. „Ich verspreche Ihnen, dass ich unterhaltsam bin. Wir könnten uns irgendwo draußen vor ein Café setzen.“

Sie starrte ihn einen Moment lang an, als ob sie nicht recht wüsste, was sie entgegnen sollte. „Vor ein Café?“

„Wo auch immer Sie frühstücken möchten. Sie haben die freie Wahl.“

„Nun gut“, sagte sie zögerlich. „Aber Sie müssen mir auch ein paar Münzen für die Kinder geben. Morgen werden sie noch hungriger sein als sonst.“

Er griff in eine der Taschen seines Gehrocks und holte einen ledernen Geldbeutel hervor. Nachdem er die Schnüre gelöst hatte, schüttete er sich Münzen in die Hand und reichte sie ihr. „Hier.“

Sie nahm das Geld und ließ es in ihr Retikül gleiten. „Ich kenne einen Ort, wo wir gut frühstücken können.“

Sie gingen an der Fontaine du Palmier vorbei, dem Denkmal für Napoleons Sieg im Ägyptenfeldzug, über den Place du Châtelet zu einem kleinen Café, das gerade die Türen öffnete. Inzwischen war die Sonne ganz durchgebrochen, es wurde wärmer und am blauen Himmel zeigten sich nur ein paar Schäfchenwolken. Es versprach ein wunderschöner Tag zu werden.

„Das Gebäck ist hier hervorragend“, sagte sie.

„Gebäck.“ Er verdrehte die Augen. „Überall in Paris bietet man mir süßes Gebäck an, und dabei habe ich eine Vorliebe für Herzhaftes.“

„Dann ist für Sie vermutlich der Käseteller mit frischem Brot das Richtige, oder?“

„Ah, oui. C'est bon.“ Er lächelte. „Und dazu würde ich gern einen Kaffee trinken.“

Der Kellner kam zu ihnen und begrüßte sie freundlich. Noch im Stehen bestellte sie Brot, Käse und Kaffee für Oliver und Gebäck und eine heiße Schokolade für sich.

Er beobachtete, wie sie es sich auf dem Stuhl bequem machte. Sie zog die Handschuhe aus und lockerte ihr farbenfrohes Kaschmirtuch, das ihn an Indien erinnerte. Sie trug ein elegantes dunkelblaues Kleid und sah aus, als ob sie gerade einen Nachmittagsspaziergang durch den Hyde Park unternommen hätte. War sie nur wegen der Kinder im Morgengrauen an das Ufer der Seine gekommen?

„Verraten Sie mir, was Sie nach Paris geführt hat?“, fragte sie mit sichtlichem Interesse.

Er wollte ihr nicht erzählen, weshalb er hier war. Vielleicht würde sie es missbilligen. Er war hier, um sich die dekadenten Unterhaltungsprogramme der Pariser Clubs anzusehen und auszuloten, welche Ideen sich für das *Vitium et Virtus* eigneten. Der Aufenthalt war nicht so erfolgreich verlaufen wie der vorangegangene, bei dem er eine vollbusige französische Sängerin mit tizianrotem Haar entdeckt hatte, die freudig eingewilligt hatte, für den Londoner Club zu arbeiten. Normalerweise war es ihm gleichgültig, ob eine Frau an seiner Unternehmung Anstoß nahm. Für die Damen, die ihm mit Verachtung begegneten, war der Club das geringste Problem.

„Ich lote Möglichkeiten aus“, antwortete er vage.

Ihre bezaubernden Augen funkelten. „Möglichkeiten? Um was für Möglichkeiten handelt es sich?“

Diese Augen verwirrten ihn. Im Sonnenlicht hatten sie die Farbe von feinstem Brandy. Ein Mann konnte sich in diesen Augen verlieren.

Er blickte zur Seite. „Das ist uninteressant. Es ist nichts dabei herausgekommen.“

Der Kellner stellte eine Tasse mit heißer Schokolade vor ihr und eine Tasse Kaffee, ein Kännchen Sahne und eine Zuckerdose vor Oliver ab.

Als der Kellner sich wieder entfernte, goss sich Oliver etwas Sahne in den Kaffee. Er nippte an dem Heißgetränk und nickte ihr zu. „Der ist hervorragend.“

Sie sah ihn mit ihren hinreißenden Augen an und stimmte zu. „Ja, hier ist er immer gut.“ Sie trank von ihrer Schokolade.

Die Kaffeetasse am Griff hochhaltend blickte er ihr ins Gesicht. „Das Thema Geschäfte erweist sich immer als langweilig. Möchten Sie mich vielleicht etwas anderes fragen?“

Sie sah ihn überrascht an und musterte ihn dann herausfordernd. „Sie meinen, ich soll Sie fragen, wieso Sie nicht wie ein Engländer aussehen?“

Er war sich nicht sicher, ob sie ihm damit die Frage stellte oder nicht.

Wem versuchte er etwas vorzumachen? Frauen wollten immer wissen, weshalb er so dunkle Haut und so schwarzes Haar hatte. Sie hatte nur eine direktere Art als andere.

„Ich verstehe. Sie fragen sich, warum der Sohn eines Marquess so aussieht, als ob er an fernen Ufern gezeugt worden wäre.“

„Habe ich danach gefragt?“ Sie hob die Brauen. „Oder ist es das, was Sie mir gern erzählen möchten?“

Er runzelte verunsichert die Stirn. „Mein Vater ist ein englischer Marquess, aber meine Mutter stammte aus Indien.“

Er wartete ab. Viele Frauen fanden sein Aussehen exotisch und attraktiv, aber es ging ihnen auch nur darum, mit ihm die Nacht zu verbringen.

Die Damen der feinen Gesellschaft hielten ihre Töchter im heiratsfähigen Alter von ihm fern, auch wenn sie selbst nichts dagegen hatten, mit ihm das Bett zu teilen.

Sie trank einen weiteren Schluck von ihrer heißen Schokolade. „Das erklärt Ihr Äußeres. Sind Sie in Indien zur Welt gekommen?“

„Ja. Ich ging von dort fort, als ich zehn Jahre alt war.“ Er würde ihr nicht alles über seine Geburt und die ersten Jahre seines Lebens erzählen. Im Grunde sprach er nie darüber. Nur seine besten Freunde, mit denen er das *Vitium et Virtus* betrieb, kannten fast die ganze Geschichte.

„Dann können Sie sich gewiss daran erinnern.“ Jetzt wirkte sie wirklich neugierig.

„Ja, natürlich.“ Er hatte noch eben daran gedacht, bevor er ihr begegnet war.

„Erzählen Sie mir davon.“ Sie leckte sich die Schokolade von den sinnlichen Lippen, sodass es ihm schwerfiel, an Indien zu denken.

„Ich erinnere mich vor allem an die Geräusche und Gerüche und an die strahlenden Farben“, begann er.

Er erzählte ihr von der Musik, dem Gesang, den Tänzen und von den bunten Götterstatuen. Er berichtete ihr von Männern, die auf Nagelbrettern schliefen oder über glühende Kohlen liefen. Er schwärmte von duftenden Gärten und kühlen Häusern, deren Böden mit Kissen bedeckt waren.

Er erzählte ihr nicht von seiner Mutter oder davon, dass sein Vater seine Zeit abwechselnd in seinem indischen Haus und seinem englischen am anderen Ende des Gartens verbracht hatte.

„Ich kann es mir gar nicht richtig vorstellen“, sagte sie begeistert. „Ich wünschte, ich könnte einen solchen Ort eines Tages mit eigenen Augen sehen.“

Er verspürte einen vertrauten Schmerz. Vermutlich würde er niemals dorthin zurückkehren.

Er lächelte gequält. „Reicht Ihnen Paris nicht?“

Mit einem Mal wirkte sie traurig, doch dann hatte sie sich wieder gefasst. „Paris ist eine recht angenehme Stadt.“

Der Kellner brachte ihr ein verführerisch duftendes Blätterteigteilchen, das mit Sahne gefüllt war, und ihm eine Auswahl von Käsesorten und einen Brotlaib, der noch ofenwarm war.

Sie naschte von dem Gebäck. „Es gibt viel Schönes in Paris. Ich habe erfahren, dass zahlreiche Gebäude und Skulpturen beinahe der Revolution zum Opfer gefallen wären. Wir können Napoleon dankbar sein, dass er diese Schätze bewahrt hat.“

„Wenn es sein muss“, entgegnete er mit schiefem Lächeln. „Offen gestanden habe ich bisher nicht viel von der

Stadt gesehen.“ Normalerweise besuchte er in Paris nur Orte, an denen mehr Wert auf Vergnügen als auf Architektur und Kunst gelegt wurde. „Und jetzt bleibt mir nur noch der heutige Tag.“

Sie legte das Teilchen auf den Teller zurück. „Sie sind nur noch heute hier?“

„Ja, ich reise morgen ab.“ Diese Aussage schien bei ihr keine Enttäuschung hervorzurufen. „Verraten Sie mir, welche Sehenswürdigkeiten ich mir ansehen sollte, bevor ich aufbreche.“

Nun schien sie wieder Feuer und Flamme zu sein. „Notre Dame, auf jeden Fall. Es ist die schönste Kirche, die man im Leben sehen kann. Und dann natürlich der Louvre. Das wunderbare Gebäude ist mit Kunstwerken gefüllt, die vor der Revolution die Häuser der Aristokraten zierten. Und dann denke ich, dass es sich lohnt, das Palais Royal zu besuchen. Jetzt ist es voller Läden und Restaurants.“

Begeistert beschrieb sie die Sehenswürdigkeiten im Einzelnen, während sie ihr Frühstück verzehrten. Er bezahlte und blieb unschlüssig sitzen. Am liebsten hätte er den ganzen Tag in ihrer Gegenwart verbracht, auch wenn sie ihm fast nichts über sich verraten hatte. Sie schlang sich das Tuch wieder fester um die Schultern, obgleich es eigentlich warm genug war.

„Vielen Dank für das Frühstück“, sagte sie. „Ich habe es sehr genossen.“

„Ich ebenfalls“, entgegnete er.

„Jetzt sollte ich Ihnen wohl besser Adieu sagen.“ Bei diesen Worten machte sie allerdings keinen glücklichen Eindruck.

Sie standen vom Tisch auf, blieben aber noch nebeneinander auf dem Gehsteig stehen. Während sie gefrühstückt hatten, war die Stadt zum Leben erwacht.

Kutschen und Fuhrwerke füllten jetzt die Straßen, und auch auf dem Trottoir herrschte reges Treiben.

Er ergriff ihre Hände. „Sagen Sie noch nicht Adieu. Bleiben Sie noch eine Weile bei mir. Zeigen Sie mir die Sehenswürdigkeiten, die Sie mir so wundervoll beschrieben haben.“

Cecilia blickte ihm ins Gesicht. Es war ein bemerkenswertes Gesicht. Schöner konnte sich eine Frau einen Mann nicht erträumen. Dennoch hatte sie sich nicht davon verzaubern lassen. Duncan war auch attraktiv gewesen. Nach der Erfahrung mit Duncan ließ sie sich nicht mehr von einem hübschen Gesicht verführen.

Inzwischen wusste sie, weshalb er einen dunkleren Teint hatte als andere Engländer. Sein Haar war schwarz wie die Nacht. Er trug es etwas länger, als es allgemein Mode war. Seine Augen hatten etwas Überraschendes. Sie waren von einem leuchtenden Grün mit braunen Einsprengseln. Wenn er sie ansah, hatte sie das Gefühl, er könnte in sie hineinblicken und ihre Gedanken lesen.

Vielleicht hatte er ihr deshalb keine persönlichen Fragen gestellt und stattdessen von sich erzählt. Welcher Mann schilderte einer Frau, was für ein Leben er vor dem zehnten Geburtstag geführt hatte? Duncan wäre das sicherlich nicht in den Sinn gekommen.

Was konnte es schon schaden, den Tag mit dem freundlichen Fremden zu verbringen? Für heute standen für sie keine Verpflichtungen auf dem Programm, und morgen würde er abreisen. Sie mochte sein exotisches Aussehen und das vertraute Englisch der Oberschicht, das sie an zu Hause erinnerte. In seiner Gegenwart fühlte sie sich ungezwungen.

Und dann hatte er diese atemberaubenden Augen.

„Ich zeige Ihnen Paris“, willigte sie ein.

Als sie sein Lächeln sah, bekam sie weiche Knie.

„Wir sollten mit Notre Dame beginnen“, schlug sie rasch vor, damit er nicht bemerkte, wie anziehend sie ihn fand. Die berühmte Kathedrale befand sich ganz in der Nähe, und die beiden Türme waren von dort, wo sie standen, gut sichtbar.

„Bevor wir hineingehen, sollten wir die Kathedrale einmal von außen umrunden“, sagte sie. „Von jeder Seite sieht sie anders aus. Man kann sich kaum vorstellen, dass alles zu einem Bauwerk gehört.“

Zunächst blieben sie vor der Westfassade stehen, sahen zu den spiegelgleichen Türmen auf und betrachteten dann die steinernen Reliefs des Hauptportals.

In aller Ruhe spazierten sie an der Nordseite entlang. „Sehen Sie das Rosettenfenster? Ich bin immer wieder beeindruckt, wie riesig es ist. Wenn wir es nachher von innen sehen, werden Sie staunen.“ Sie gingen weiter. „Der Bau ist – wie alle Kathedralen ganz klassisch – in der Form eines Kreuzes angelegt.“

Er schenkte ihr ein Lächeln. „Sie kennen sich gut aus.“

„Vermutlich schon.“ Mit einem Mal fühlte sie sich selbstsicher.

Die Kathedrale von Notre Dame war zu einem ihrer Lieblingsorte geworden. Manchmal verbrachte sie Stunden darin und betrachtete die Details, insbesondere wenn sie sich nach Ruhe sehnte. Bei der Umrundung näherten sie sich wieder der Seine, nicht weit von dem Ort entfernt, an dem er die Straßenkinder fortgejagt hatte. Jetzt erinnerte nichts mehr an die morgendliche Stille. Lastkähne und Boote transportierten Waren und Passagiere den Fluss auf und ab.

„Filigrane gotische Strebebögen und Strebepfeiler“, bemerkte er und wies mit dem Zeigefinger auf das Bauwerk.

„Wie Sie sehen, sind Sie nicht die Einzige, die Ahnung von Architektur hat.“ Er lächelte freundlich.

Humor. Das war ihr ebenso willkommen wie die klare Sommerluft. Unbeschwerte Heiterkeit begegnete ihr sonst fast nie. Sie konnte nicht anders, als das Lächeln zu erwidern.

Nachdem sie die Kathedrale einmal umrundet hatten, betraten sie schließlich das Innere. Gerade als sie hineingingen, schlugen die Glocken zur vollen Stunde, und der laute Klang hallte zwischen den steinernen Wänden wider.

Cecilia liebte das Innere von Notre Dame - liebte das farbige Licht, das durch die eindrucksvollen Rosettenfenster schien. Oliver Gregory interessierte sich für alles, was sie ihm zeigte. Täuschte er das Interesse bloß vor? Wenn dem so war, war er ein guter Schauspieler.

Immer mehr Menschen nahmen in den Bankreihen Platz, und schon bald erschien ein Priester mit einer Schar von Ministranten vor dem großen Altar. Gleich würde der Gottesdienst beginnen.

„Macht es Ihnen etwas aus, wenn wir bleiben?“, fragte sie. Sie kannte viele Engländer, die eine katholische Messe mit Abscheu erfüllte.

„Nein, wir können gerne bleiben“, antwortete er.

Sie setzten sich in eine der hinteren Bankreihen.

Cecilia mochte die feierliche Zeremonie. Den lateinischen Worten zu lauschen und die Rituale zu beobachten, beruhigte sie. Dann konnte sie für eine Weile vergessen, auf welcher abwegigen Weise sie sich ihren Lebensunterhalt verdiente und wie einsam sie sich fühlte.

Als die Messe vorbei war, umschloss er ihre Hände. „Ich bin froh, dass wir geblieben sind.“

Seite an Seite verließen sie die Kirche durch das Hauptportal. „Ich heiße Cecilia“, sagte sie zu ihm.

Schließlich konnte es nichts schaden, wenn sie ihm ihren Vornamen verriet.

Seit dem Tag, an dem der Offizier ihr die Nachricht von Duncans Tod überbracht hatte, hatte sie fast niemandem in Paris ihren echten Namen anvertrauen wollen. Aber bei diesem exotisch wirkenden Engländer verhielt es sich anders. Wenigstens einen einzigen Tag lang wollte sie sie selbst sein, oder genau genommen die Frau, die sie vielleicht hätte werden können, wenn sie niemals in Duncans Bann geraten wäre.

Er schien es nicht ungewöhnlich zu finden, dass sie ihm plötzlich ihren Vornamen nannte.

„Wenn ich Sie Cecilia nennen darf, müssen Sie mich mit Oliver anreden“, stellte er sachlich fest.

„Oliver“, flüsterte sie.

„Cecilia.“ Er lächelte.

Es war ganz und gar nicht üblich, dass sich ein Gentleman und eine Lady bei ihren Vornamen ansprachen, außer wenn sie sich von klein auf kannten oder in direkter Nachbarschaft aufgewachsen waren. Sie war ihm heute zum ersten Mal begegnet, dennoch fühlte es sich ganz natürlich für sie an, ihn beim Vornamen zu nennen.

„Als Nächstes sollten wir den Louvre besuchen, Oliver“, schlug sie vor.

Der Louvre war einer der anderen Orte in Paris, die Cecilia aufsuchte, wenn sie sich daran erinnern wollte, dass es unglaubliche Schönheit auf Erden gab. Sie liebte die Malerei der Renaissance, insbesondere das Porträt der Mona Lisa. In ihrem männlichen Bekanntenkreis gab es niemanden, der durch das Museum ging, ohne sich seine Langeweile anmerken zu lassen.

War dieser Mann - Oliver - wirklich so, wie er zu sein schien? Oder verbarg er seine wahre Natur, um sie zu beeindrucken? Tagtäglich gab sie vor, eine andere zu sein, als sie in Wirklichkeit war. Aber heute wollte sie ihr wahres Selbst nicht verstecken, selbst wenn er ihr nur etwas vorspielte.

Als sie die wundervolle Sammlung verließen, waren erneut die Glocken von Notre Dame zu vernehmen. Es war bereits vier Uhr nachmittags.

„Es gibt eine Reihe guter Restaurants in der Nähe vom Palais Royal, wenn Sie hungrig sind, Oliver“, sagte sie zu ihrem Begleiter. Sie war es gewohnt, lange ohne jede Nahrung auszukommen.

Als sie Duncans Regiment in den Krieg gefolgt war, hatte man ihr eine halbe Essensration zugeteilt. Doch wenn Duncan die Gelegenheit dazu gehabt hatte, hatte er ihr Essen ebenso verschlungen wie die eigene Ration. Rasch hatte sie gelernt, sich nicht darüber zu beklagen.

„Möchten Sie etwas essen?“, erkundigte er sich.

Den ganzen Tag über hatte er sich immer erst nach ihren Wünschen erkundigt, bevor er sich selbst geäußert hatte. War das seine Art der Verführung? Oder war ihm wirklich daran gelegen, ihr die Wünsche von den Augen abzulesen?

„Ich weiß, es ist nicht die übliche Zeit für ein Dinner, aber ich fühle mich ziemlich ausgehungert“, gab sie zu.

„Dann sollten wir unbedingt etwas essen.“ Er bot ihr den Arm und gemächlich spazierten sie auf das Palais Royal zu.

Nicht weit von hier verdiente sie ihr Geld.

Nein. Cecilia Lockhart, die an der Seite eines englischen Gentlemans auf die Galeries du Palais Royal zuschritt, verdiente kein Geld.

Das war die Arbeit von Madame Coquette.

2. KAPITEL

Das noble Restaurant, das Oliver aussuchte, war vor der Revolution von dem legendären Antoine Beauvilliers betrieben worden und strahlte noch immer einen besonderen Glanz aus. Die Tische waren mit blütenweißen Tischtüchern aus Linnen bezogen und mit glänzendem Silberbesteck und funkelnden Kristallgläsern eingedeckt. Oliver hatte schon einmal hier gespeist.

„Dieses Restaurant ist sehr teuer“, warnte Cecilia ihn, bevor sie an einen Tisch geführt wurden.

„Machen Sie sich keine Sorgen“, beruhigte er sie. „Ich kann es mir leisten.“

Er war es gewohnt, dass Gier in den Augen von Damen aufleuchtete, sobald ihnen bewusst wurde, dass er reich war. Cecilia hingegen nickte nur skeptisch.

Er lachte. „Sie können wirklich ganz beruhigt sein, Cecilia. Bitte bestellen Sie, was immer Sie möchten.“

Nachdem sie Platz genommen hatten, sagte er: „Dieses Motto *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit* hat schon etwas für sich, muss ich sagen. In Paris bin ich jedenfalls noch niemandem begegnet, der mich geringschätzig behandelt hat.“

Sie blickte ihn überrascht an. „Sind Sie denn sonst schon irgendwo auf Geringschätzung gestoßen?“

„Ja, in London passiert das oft. Mein fremdländisches Aussehen genügt. In England stoße ich bei den Mitgliedern der feinen Kreise und auch bei deren Personal des Öfteren auf Verachtung.“

„So ungewöhnlich sehen Sie nun auch wieder nicht aus“, sagte sie.

Er lachte. „Vielen Dank.“

Sie studierten die umfangreiche Speisekarte und entschieden sich schließlich für Zwiebelsuppe, eine Platte mit Austern und als Hauptgänge Entenbrüste in Rotweinsauce und Boeuf Bourguignon. Oliver schlug vor, auch noch Fisch und Poularde mit Trüffeln zu bestellen, aber Cecilia meinte, das sei nun definitiv des Guten zu viel. Oliver bestand darauf, zumindest noch eines der köstlichen Desserts auszuwählen.

Zu jedem Gang gab es einen passenden Wein.

„Dieses festliche Mahl erinnert mich an die Abendeinladungen zu Hause“, sagte sie, während sie den Löffel in die Suppe tauchte.

Dieser Satz erzählte mehr über sie, als alles, was sie bisher preisgegeben hatte. Da es sich um ein herrschaftliches Menü handelte, war anzunehmen, dass sie einer wohlhabenden aristokratischen Familie entstammte.

„Mit zu Hause meinen Sie England?“, wagte er nachzufragen.

Ihre Miene wurde ernst. Er nahm an, dass sie überlegte, wie viel sie ihm über sich anvertrauen sollte.

„Ja, in Surrey“, antwortete sie schließlich.

Er unterdrückte ein Lächeln. Sie tat, als ob sie ihm gegenüber gerade ihre Seele entblößt hätte.

„Dann waren wir praktisch Nachbarn“, entgegnete er. „Der Familiensitz meines Vaters liegt in Kent.“

Sie kosteten von den Austern und nippten an ihrem Chablis, bevor sie weiterredeten. „Ich bin in Surrey nicht mehr willkommen. Meine Familie hat mich verstoßen, als ich nach Gretna Green fortlief, um zu heiraten.“

Damit gab sie in der Tat ein großes Geheimnis preis, und es stimmte ihn traurig ihretwegen. Er wusste, wie es sich anfühlte, wenn man jemanden verlor.

Außerdem war er enttäuscht, dass sie verheiratet war.

Normalerweise interessierte sich Oliver nicht sonderlich für die Einzelheiten aus dem Leben einer Frau und schon gar nicht, ob sie verheiratet war oder nicht. Für ihn zählte nur das Hier und Jetzt – ob ihm das Äußere und das Temperament einer Frau gefielen und ob sie ihm sympathisch war. Doch bei dieser Frau war es anders. Cecilia faszinierte ihn und weckte seine Neugier. Vor allem hätte er gern gewusst, woher die Traurigkeit stammte, die er in ihren bezaubernden Augen sah. Lag es an dieser Flucht nach Gretna Green und daran, dass ihre Familie sie verstoßen hatte?

„Sie haben Sie also verstoßen“, stellte er so sachlich wie möglich fest.

„Meine Eltern erklärten meinen Ehemann für ungeeignet.“

Das kannte er gut. Die meisten adligen Eltern hielten Oliver für keinen geeigneten Schwiegersohn.

„Mein Mann war überzeugt, sie würden sich damit abfinden, sobald wir verheiratet wären. Er dachte, mein Vater würde nachgeben und ihm meine Mitgift aushändigen. Aber für meinen Vater kam das gar nicht infrage.“ Sie trank ihr Glas Wein aus. „Mein Mann besaß kein Geld und stammte nicht aus einer angesehenen Familie, aber in seiner Uniform hat er sehr schneidig ausgesehen.“ Ihre Stimme klang nun sarkastisch.

„Er war bei der Armee?“

Sie nickte. „Dadurch bin ich nach Paris gekommen. Sein Regiment wurde nach Brüssel befohlen, und ich habe ihn begleitet. Nach der Schlacht von Waterloo marschierte sein Regiment weiter nach Frankreich und schließlich bis in die französische Hauptstadt.“

Oliver hatte dem Wunsch seines Vaters Folge geleistet und kein Offizierspatent erworben. Noch immer bedauerte er diese Entscheidung. Er hätte an der Seite seines Freundes Frederick kämpfen sollen.

Sie nickte, als der Kellner ihr Wein nachschenkte. „Die Schlacht war einfach furchtbar!“

„Sie waren zugegen?“ Er war entsetzt.

Oliver war ebenfalls dort gewesen. *In Waterloo*. Auch wenn er sich nicht als Soldat beteiligen konnte, war er – wie so viele andere – nach Brüssel gereist, um irgendwie daran teilzuhaben. In Brüssel wimmelte es zu dieser Zeit von englischen Aristokraten. Am Tag der Schlacht waren andere Zaungäste und er zu der Stelle geritten, wo sich die Truppen sammelten. Nie in seinem Leben hatte er sich so hilflos gefühlt wie beim Anblick des Gemetzels, das folgte. Cecilia musste Grauenhaftes gesehen und erlebt haben!

Sie trank einen Schluck Wein, und ihre Stimme klang leise und rau. „Es sind so viele Männer gefallen.“

Oliver hatte getan, was er konnte, um Verwundete vom Feld zu tragen, aber es war ihm die ganze Zeit wie ein Tropfen auf den heißen Stein vorgekommen. Nachdem er nach London zurückgekehrt war, hatte er lange gebraucht, um sich wieder auf die Freuden des *Vitium et Virtus* einlassen zu können. In der Tat hatte er es nie ganz geschafft, sich von den Eindrücken der Schlacht zu befreien. Ein Teil von ihm erinnerte sich immer an den schrecklichen Anblick, den Lärm, die Schreie und Todeskämpfe.

„Ich war auch dort“, sagte er.

Sie blickte ihn argwöhnisch an. „Oh? Sie waren in der Armee?“

„Nein“, er schob eine leere Austernschale an den Rand seines Tellers. „Aber mein Freund Frederick war als Offizier dort.“

„Hat er überlebt?“, fragte sie.

„Ja.“ Er hob sein Glas an die Lippen. „Gott sei Dank.“

Sie hatten noch längst nicht alle Austern gegessen, doch der Kellner räumte bereits den Gang ab und brachte die Hauptgerichte. Schon zuvor hatte er eine Flasche Rotwein

geöffnet. Nun goss er die dunkelrote Flüssigkeit in die auf Hochglanz polierten Gläser.

„Und Ihr Ehemann?“, erkundigte sich Oliver. „Wie ist es ihm ergangen?“

Sie wich zurück, als ob seine Frage ein Angriff gewesen wäre. „Sie meinen in der Schlacht?“

„Ja.“ Seine Frage hatte sich auf Waterloo bezogen, aber ihm wurde plötzlich bewusst, dass er gern sehr viel mehr erfahren hätte.

„Er hat die Schlacht ohne jeden Kratzer überstanden.“ Ihre Stimme klang verächtlich.

Oliver pikste mit der Gabel in ein Stück Rindfleisch und aß es.

Sie klopfte mit einem Fingernagel gegen den Stiel ihres Weinglases. „Mein Mann starb hier in Paris. In einem Duell.“

„Ein Duell?“

„Vor zwei Jahren.“ Zu den Umständen äußerte sie sich nicht näher. „Da ich zu Hause nicht mehr willkommen bin, bin ich in Paris geblieben.“ Sie wandte die Aufmerksamkeit wieder dem Essen zu und wirkte eine Weile gedankenverloren. Vielleicht bedauerte sie, ihm so viel anvertraut zu haben. Auch wenn er neugierig war, würde er sie nicht mit Fragen bedrängen.

Schließlich ergriff sie doch wieder das Wort. „Und was ist mit Ihnen, Oliver?“ Sie klang, als ob sie sich verteidigen müsste. „Ich habe erzählt, was es über mich zu sagen gibt.“

Das bezweifelte er. „Über mich gibt es nicht viel zu erzählen.“

Sie lächelte. „Sie erwarten doch nicht, dass ich Ihnen das glaube.“

„Es ist die Wahrheit. Ich bin ein einfacher Mann mit einfachen Vorlieben.“ Er hob sein Rotweinglas, das mit edlem Burgunder gefüllt war, und lächelte.

„Nun kommen Sie schon, Lord Oliver.“ Sie wackelte mit dem Zeigefinger.

Er runzelte die Stirn. „Ich bin nicht Lord Oliver.“

Sie zog die Brauen hoch. „Aber Sie sagten doch, Ihr Vater sei Marquess.“

„Ja, das ist er, aber ich trage keinen Titel.“ Damit gab er zu, ein unehelicher Sohn zu sein.

Sie sah ihn an und nickte. Es lag keine Abscheu in ihrem Blick.

Er fuhr fort. „Wie Sie sich vermutlich schon gedacht haben, war mein Vater mit meiner indischen Mutter nicht verheiratet.“ Er war ein Bastard – und der einzige Sohn seines Vaters. „Als sein Vater starb und er den Titel erbte, nahm er mich mit nach England.“

Seine Mutter war eine indische Mätresse gewesen, eine Prostituierte. Olivers Vater hatte sie wiederholt als die Liebe seines Lebens bezeichnet. Dennoch ließ er sie zurück, als er unerwartet den Titel erbte. Darauf hatte seine englische Gattin bestanden. Sie hatte auch versprochen, Oliver großzuziehen, als ob er ihr eigener Sohn wäre – ein Versprechen, das sie nicht gehalten hatte.

„Haben Sie Ihre Mutter jemals wiedergesehen?“, fragte sie.

„Nein.“ Er schenkte sich Wein nach. „Sie starb.“

Olivers Mutter war gestorben, kurz nachdem er Indien verlassen hatte. Sie war bereits tot, bevor Olivers Schiff England erreicht hatte. Seine Stiefmutter sagte ihm, sie sei bei der Totgeburt eines weiteren Bastards gestorben. Also hatte er in dem Glauben gelebt, seine Mutter und einen Bruder oder eine Schwester verloren zu haben.

Erst als er schon ein junger Mann war, erzählte sein Vater ihm, dass diese Geschichte nicht stimmte. Zum Beweis zeigte sein Vater ihm einen Brief, den er aus Indien erhalten

hatte. Olivers Mutter war gestorben, aber an einem Fieber – oder an gebrochenem Herzen.

Cecilia blickte ihn mitfühlend an. „Wie traurig.“

Er trank einen Schluck Wein. „Es ist lange her.“ Er wusste nicht recht, warum er es ihr erzählt hatte. Normalerweise sprach er nie darüber – und auch nicht über seine Mutter.

Er hatte das Gefühl, als ob Cecilia und er alte Freunde wären, die sich gut kannten und einander trauen konnten. So wie es ihm mit Frederick, Jacob ... und Nicholas, wo auch immer er war, erging. Nicholas war nicht tot. Oliver hatte das nie geglaubt. Das vierte Gründungsmitglied des *Vitium et Virtus* war vor sechs Jahren plötzlich verschwunden und hatte nur eine Blutlache und seinen Siegelring in der Allee hinterlassen, die zum Club führte.

„Ich vermisse meine Familie noch immer“, sagte sie leise. „Auch wenn ...“ Sie hielt inne und stach mit der Gabel in ein Stück Entenfleisch. „Aber das ist egal. Es ist töricht, sich etwas zu wünschen, was man niemals haben kann.“

„Da kann ich Ihnen nur zustimmen.“ Er hob erneut das Glas, als ob er einen Toast aussprechen wollte.

Dann lenkte er das Gespräch auf ein Thema, das keine Schwermut auslösen konnte – die Sehenswürdigkeiten, die sie gemeinsam besichtigt hatten.

Eine ganze Weile sprachen sie über das, was ihnen an diesem Tag besonders gut gefallen hatte.

Währenddessen wurde der Nachtisch serviert – Profiteroles mit Calvados-Crème. Dazu gab es Kaffee und Likör.

Als sie das Restaurant verließen, waren die Läden noch immer geöffnet.

Um sich nach dem üppigen Mahl ein wenig Bewegung zu verschaffen, spazierten sie eine Weile durch die Gartenanlage und schlenderten durch den Säulengang.

Überall waren viele Leute, und in den Geschäften herrschte reger Betrieb.

Oliver war es gewohnt, den Damen, deren Gesellschaft er genossen hatte, ein Geschenk zu machen. Alle Frauen, die er kannte, wussten das zu schätzen. Er wollte seiner Freude über diesen Tag und über diese Vertrautheit, die er sonst nicht verspürte, Ausdruck verleihen.

Als sie an einem Juweliergeschäft vorbeikamen, blieb er stehen. „Lassen Sie uns hineingehen.“

Sie nickte nur teilnahmslos, was ihn überraschte. Die meisten Frauen hätten sofort damit gerechnet, dass sie ein Geschenk erhalten würden, und dies auch zum Ausdruck gebracht.

Gemeinsam begutachteten sie kostbare Halsketten und Armbänder mit Diamanten, Rubinen und Smaragden, aber Cecilia ließ kein besonderes Interesse erkennen.

„Sehr schön, nicht wahr?“, fragte er, in der Hoffnung, sie würde ihm einen Hinweis geben, was ihr gefiel.

„Oh ja“, stimmte sie pflichtbewusst zu. „Das ist alles sehr hübsch.“

Er wies auf einige besonders teure Stücke, doch nichts davon schien bei ihr eine ähnliche Begeisterung hervorzurufen wie die Gemälde im Louvre oder die bunten Glasfenster in der Kathedrale von Notre Dame.

Schließlich blickte er ihr ins Gesicht. „Cecilia, merken Sie denn nicht, dass ich für Sie ein Geschenk kaufen möchte? Ich versuche herauszufinden, was Ihnen gefallen könnte.“

„Ein Geschenk?“, fragte sie argwöhnisch. „Warum denn?“

„Als Andenken an unseren gemeinsamen Tag.“

Sie wich einen Schritt zurück. „Und was erwarten Sie dafür?“

Er war wie vor den Kopf gestoßen. „Was ich dafür erwarte? Nun, gar nichts. Es ist ein Geschenk.“